

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

218 (8.8.1919) Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

(Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.)

Der Millionär.

Von Dr. Rudolf Krauß.

Sein Vater besaß 5 Millionen und galt — es war vor einem Menschenalter — als der reichste Mann in der Stadt. Er hatte aber auch 5 Kinder, und so mußte sich der Sohn an dem Erbe einer einzigen Million genügen lassen. Immerhin, es ließ sich damit leben, und er war Millionär! Einen mit dem harmlosen Reichthum der Jugend ergriffenen Mann hatte er bald wieder ausgegeben, und so blieb ihm als einzige Beschäftigung die Verwaltung seines Vermögens, und das ebenso beneidete als beschätzte Kommissionsgeschäft. Da er sich diesen wichtigen Aufgaben nicht ohne Umsicht und Geduld widmete, verzinsten sich sein Kapital mit durchschnittlich 5 Prozent. Er hatte also jährlich 50 000 Mark zu verzeichnen. Oder hätte es wenigstens gehabt, wenn ihn nicht die Steuerbehörde im Auftrage des Ministeriums Staats für Jahr etwa um 10 Prozent seiner Einkünfte bekaugt hätte. Der Gewinn, über die Steuern schied sich zu können, war damit ein wenig kleiner. Inzwischen ließ ihm die jährliche Wollschur eine Jahresrente von 45 000 Mark, und es gab immer noch Leute, die es schlechter hatten als er. Bis es auf einmal ganz anders kam.

Zwar ein Kriegsgewinnler — Gott bewahre! das war er nicht gewesen. Sätze also auch keinerlei Kriegsgewinne und Vermögenszuwächse zu leisten. Im aus pflichtschuldigem Patriotismus auf jede Kriegsentlastung zu können, hatte er in den letzten 5 Jahren seine Ersparnisse machen konnte, dafür hatte schon das rote Kreuz und die übrigen Hilfsvereine in Anspruch genommen. Die National-, Sünden-, Schub-, Schub-, Schub- und wie sie alle heißen, ergoß. Aber die große Vermögensabgabe! Es ist wirklich keine Kleinigkeit für einen Millionär, eines solchen Morgens nur noch als Halbmillionär zu erscheinen. Sich von 50 000 Mark Rente auf 25 000 zurückgeschraubt zu sehen. Oder vielmehr, wenn man das Duzend alter und neuer, jahraus jahrein mit tödlicher Sicherheit wiederkehrenden Steuern abgibt, höchstens 16 000. Genau das Drittel seiner einträglichen Einkünfte! Das ist hart für einen ausgedehnten Millionär. Doch wen rührt es in unserer harten Zeit? Verbürgern wird ja der Mann auch so nicht. Aber er hat vielleicht Familie? fünf Kinder, wie sein Vater selbst? Wußt ihr Lustigste Ausbildung der Söhne, Witzigt der Töchter aufkommen?

Doch nein. Seine Familie besteht nur aus Vater, Mutter und einem Sohne, der den Feldzug als Leutnant mitgemacht hat und nun bei der Reichswehr untergebracht ist. Nach den Grundrissen der Regierung soll die neue Bevölkerung bis zu den äußersten Grenzen des Ertragslandes gehen: für unsern Mann ist sie wirklich noch erträglich. Er selbst kommt durch die Verminderung seiner Einkünfte nicht so sehr zu Schaden als der andere. Er wird wenig Geld verdienen. Aber und leben lassen hat keine Lösung gegeben. Er hat bisher stets eine offene Hand gehabt. Die Armen pflegten nicht umsonst an seiner Türe anzuklopfen, und er ließ sich leicht für hundertelei notwendige und überflüssige Besuche einfinden. Er machte Reisen, besuchte Theater und Konzerte, kaufte Bilder, tat sich mehr Mühe, als er je zu bewältigen oder gar zu bezahlen vermochte. Künftig wird er sich eben darauf beschränken, behaglich zu leben, so gut als möglich zu essen, zu trinken, zu rauchen und sich handgemäß zu kleiden. Dazu reicht noch. Ihm wird auch in Zukunft nichts abgehen. Von den lästigen gemordeten Vereinsverbindungen kann man sich mit ein paar Federzügen befreien. Gemälde können ein paar hundert Mark kosten, die Bilderrahmen sind aber voll von den überlebenden Theater- und Musikanten kann er für den Rest seines Lebens zahlen. Die Erinnerungen an seine weiten Reisen entscheiden ihn für die Unmöglichkeit, sich künftighin in Paris oder London oder Rom zu vergnügen.

Nein, er bedarf der Maler, der Buchschreiber, der Virtuosen weiter nicht mehr — aber je alle Bedürfnisse seiner! Die Künstler, damit sie auch künftighin Gemälde verkaufen können — denn davon leben sie; die Dichter und Schriftsteller, deren Bücher sonst nicht mehr gedruckt werden — und davon haben sie nötig zu ihrem Unterhalt; die Schauspieler und Musiker, weil sonst die Kunsttempel und Konzertsäle leer stehen und geschlossen werden müssen — und Landleute und Abenteurer würden dann nachlos. Man spottet so viel über die deutsche Verarmtheit, und ihre lächerlichen Wünsche bieten Grund genug dazu. Aber laßt einmal die Klassenabstiege kommen und einen Verein nach dem an-

deren keine Käufzeit einstellen; wieviel Rot wird da ungestillt bleiben, welche kaffenden Läden in unserm Kulturleben entfallen! Ueberflüssige Sorge! Der Staat wird schon Erbschaften schaffen. Er ist er ja da, der Volkstaat von der Revolution haben. Er wird die öffentlichen Gebäude allenthalben aufs wunderbarste ausstatten lassen, so daß Baumeister, Bildhauer und Maler alle Hände voll zu tun haben; er wird Volksbüchereien im kleinsten Maß errichten; er wird die Theaterkassen bis in die entlegensten Winkel des Reichs verfrachten und allen seinen Bürgern freien Eintritt gewähren. Wird auch die Verpflichtungen der Vereine ablösen, die dem öffentlichen Wohl gebühren haben, und die Bedürfnisse werden sich abändern von dem drückenden Gefühl befreit leben, von den Annoien der Millionäre leben zu müssen, sich bedanken zu müssen dafür, was doch ihr Recht auf die Welt ist.

Armer Staat! Was wird nicht alles von dir verlangt! Was wird dir nicht alles aufgebürdet! Und wenn du den letzten Rest der Vermögen und Einkünfte wegsteuerst, wießt du es doch nicht schätzen können. Nun gut! Du wirst nicht für alle sorgen können, aber wenigstens für die Beiden in jedem Hause. Du wirst Arbeit treffen und das Wort von der freien Bahn für den Unthätigen nicht machen. Die Mittellosigkeit wird überall verschwinden, und die Unberufenen werden Platz machen denen, die berufen sind. Wenn nur auch immer so leicht festzustellen wäre, wer der Unthätige ist! Wenn nur auch die rechte Auswahl immer so einfach zu bewerkstelligen wäre! Wenn einer sich zu einem Beruf entschließt, jagt wir zum Künstlerberuf, so wird er selbst sich gewiß für einen Ausserordentlichen halten. Und meist erst nach Jahren mühseligen und kostspieligen Studiums wird es ihm und anderen andauern, daß er zum Gipfel niemals aufsteigen wird. Wer hat soll er tun? Er hat nun einmal seinen Beruf, hat einen andern verläumt; er muß leben, davon leben. Und schließlich sind auf jedem Gebiet auch die mittleren und kleineren Talente willkommen. Die großen sind für die Öffentlichkeit da und der Staat für sie; die anderen schaffen für die Millionäre, und die Millionäre geben ihnen zu schaffen.

Die Erde ist rund und dreht sich. Das Oberteil kommt immer wieder zu unterst und das Unterteil nach oben. Auch die Stunde der Millionäre wird wieder schlagen. Heute beneidet, misachtet, geschmäht, auf den Hinterbein steht, werden sie vielleicht schon morgen wieder beiß zurückgeführt werden von allen, die von ihnen gelebt haben und ohne sie nicht leben können. Und sie werden da sein, werden triumphierend ihren Einzug halten. Wenn es das Schicksal gut mit uns meint, werden sie gelebt und bestirnt sich gelauert und berecht haben. Wir wollen darauf vertrauen, daß in einer nicht allzu fernem glücklichen Zukunft ein neues Geschlecht von Millionären erwachen wird: nicht mehr Giganten, die ohne eigenes Verdienst im ererbten Vermögen schmelen, vielmehr Männer, die sich durch rastlose Tätigkeit und Arbeit des Gehirns große Einkünfte schaffen, um sie zum Wohle vieler zu verwerten und zu verwenden.

Die Kirche als Volkshaus.

Von Dr. Friedrich Volpertmann.

Unabhängig des neuen in der ganzen Schweiz begangenen 100jährigen Geburtsstags Gottfried Kellers schlug man in Basel einen sehr würdigen und sympathischen Weg ein, um die Feier fern von aller Aufmachung, so wie es dem Sinn des Dichters entspricht, zu einem wirklichen Gedanktag des Volkes zu machen. Nach einer Feier in den Schulen für die Jugend öffnete man an einem Samstag nachmittags, wo heute auch das wirkliche Volk ist, die Tore des altberühmten Münsters für alle. Der Erfolg war glänzend. Das weite Gotteshaus war von einer Kopf an Kopf gedrängten Festgemeinde aus allen Schichten der Bevölkerung bis auf den letzten Platz besetzt. Feierliches Orgelspiel eröffnete und schloß die Veranstaltung. Chorgesänge der ersten Vereine der Stadt trugen Lieber des Dichters vor. Ein Vertreter der Regierung begrüßte, des Volkes Gottfried Keller gedenkend. Im Mittelpunkt stand die Gedächtnisrede des Basler Dichters Bernoulli, der den Dichter als Künstler, als Bürger und als Europäer feierte. Zum Schluß sprach ein Vertreter der Universität, der die dichterische Persönlichkeit Kellers im literarischen Zusammenhang der Zeit behandelte. Das Ganze aber wurde durch den Raum, in dem es stattfand, in eine Atmosphäre der Weihe und Andacht emporgeloben, die gewiß jedem die Teilnahme umzweifelhaft gemacht hat. Kurz, ein glücklicher Gedanke, der nachgedacht werden. Man kann von Zeit zu Zeit in Deutschland immer wieder dem Wunsch begegnen, die protestantischen Kirchen auch außerhalb der gottesdienstlichen Stunden unter der

Woche offen zu halten für Menschen, die einen stillen Augenblick der Andacht oder inneren Sammlung bedürfen. Meines Wissens ist das, wo es geschehen ist, kaum der Erfolg begleitet gewesen. Es ist auch kaum anders möglich. Hier hat die katholische Frömmigkeit, die ja bezüglich des gottesdienstlichen Raumes und des Kults überhaupt, von ganz anderen Voraussetzungen ausgeht, etwas voraus. Man kann sie darum beneiden, aber man kann das protestantische Nichtnachmachen. Zum Weisen der protestantischen Auffassung vom Gottesdienst und Gotteshaus gehört die Gemeinde. Für sie weicht nicht schon der Ort, sondern erst das, was der Mensch dahin innerlich mitbringt, die Andacht in der Kirche. Dem Protestanten liegt im Sinne des Jesuswortes der Bergpredigt am Gebet im Kämmerlein eine gewisse Scheu vor dem Beten in der Öffentlichkeit im Blut. Aber in dieser Dichter-Gedächtnisfeier im protestantischen Münster zu Basel liegt meines Erachtens ein fruchtbarer und glücklicher Gedanke, der weiter verfolgt werden sollte und übrigens auch in der Schweiz nicht bereinigt ist. So viel ich weiß, hat bei dem großen internationalen Sozialkongress des Jahres 1913 in Basel die damals veranstaltete Friedenskundgebung in demselben Münster stattgefunden. Demnach hat Jaurès von der Basler Münsterkonzert aus gesprochen und unter dem Schiffe, das unter den Jubelstürmen der Menge stand, die Mäntel aber war auf Grund der örtlichen Sozialdemokratie von dem überwindend konservativen Kirchenrat der Stadt Basel für diese Kundgebung überlassen worden und die evangelische Geistlichkeit der Stadt wohnte so ziemlich in corpore der Feier an. Lieberhaupt ist die Verwendung von Kirchen für edle volkstümliche Veranstaltungen weltlicher, vaterländischer oder künstlerischer Art in der Schweiz keine Seltenheit und trägt wohl auch mit dazu bei, daß die Kirchen dort mehr als bei uns Häuser der Gesamtheit des Volkes sind.

In derartigen Veranstaltungen wie jetzt der im Basler Münster zu Ehren des großen nationalen Dichters kommt ein Gedanke zum Ausdruck, der ganz in der Richtung der protestantischen Auffassung liegt. Für sie soll das Heilige und das Menschliche sich nicht scheiden als unüberbrückbarer Gegensatz, sondern sich verbinden und vereinen. Für sie ist die Kirche nicht die Stätte des Mysteriums, das der Priester den Laien vermittelt, sondern das Versammlungshaus der Gemeinde, in dem das Wort verkündet wird. Ihr sind die Kunst und Dichtung, wie auch Vaterland und Staat ebenfalls Offenbarungen des Gottesgeistes, auch „Wort Gottes“. Sie pflegen und ihnen dienen heißt nach protestantischer Auffassung auch das Reich Gottes auf Erden bauen und fördern. Der deutsche Protestantismus hat diesen Gedanken in der Verwendung seiner Kirchen nicht so entwickelt, wie wir das an dem Beispiel der reformierten Schweiz bemerken können. Das geht ja allerdings schließlich auf die tiefsten Wesensunterschiede zwischen dem reformierten und dem lutherischen Typus zurück. Der erstere ist menschlich politisch ausgerichtet und wesentlich demokratischer gerichtet. Bei uns in Deutschland dienen die protestantischen Kirchen ausschließlich gottesdienstlichen Zwecken, wozu sie ja gewiß und vor allem da sind, und etwa noch religiöser Musik. Ihre Verwendung beschränkt sich in der Regel auf einige Stunden des Sonntags. Aber es liegt nicht nur in der Linie grundsätzlicher protestantischer Auffassung, sondern auch der Gedanken der Zeit, sie mehr nutzbar zu machen, sie auch für edle und würdige soziale Darbietungen künstlerischer, sittlicher und vaterländischer Art zu öffnen. Sie würden durch die zinsgierige Stimmung, die sie geben und ausströmen, ganz von selbst solche Veranstaltungen weihen und bereichern. Sie würden auch sich selbst damit dienen und so auch den Laien zu Wort kommen lassen. Sie selbst würden damit auch zugleich vielen in unserm Volk und nicht zuletzt den Massen wieder näher kommen. Sie würden sich politisch und sozial machen. Sie würden Volkshäuser in einem weitesten und edelsten Sinne des Wortes werden.

Merlei.

Ein Schwarzwald-Heidelbergsied. Die und da hört man nach eines der schönen alten Lieder von Kindern auf dem Heimwege vom Heidelbeerfammeln singen. A. A.:

Kolle, rolle, Kibele,
wir komme'n ins Weerde,
s'obermalen sich an 'is komme',
het us alle He'ber g'rumme,
s' Schüssel voll, s' Wäntle leer,
wenn i nur D'otter war,
Grieß, Haber, Heide-Wasch,
i're Mutter lade mich,
wo fin mer in Winter froh,
innä' Lustia „Goldrio“.

Können Offiziere und Soldaten zusammen essen? Als drei Wochen vor der Revolution der Staatssekretär Groeber Ludendorff darauf aufmerksam machte, es würde manche Mißstimmung verschwinden, wenn die Ungleichheiten in der Behandlung zwischen Offizieren und Mannschaften vermindert würden, äußerte Ludendorff (Protokoll über die Sitzung vom 17. Oktober 1918 im Deutschen Reichsbuch), man könne den Stäben doch nicht zumuten, wie die Soldaten aus der Feldküche zu essen.

In Berlin befindet sich augenblicklich eine amerikanische Militärmission, bestehend aus Offizieren und Mannschaften. Das Essen ist dienlich, wie beim deutschen Militär auch — aber Offiziere und Mannschaften essen gemeinsam an einer Tafel das selbe Essen.

Frankreich acan die Annäherungsverhältnisse deutscher Antellkeller. Die Antwort der sozialistischen Studenten von Berlin und Heidelberg, Kiel und Freiburg auf das unter anderem von Parbuffle aeseidene Manifest ist von der Barriere „Humanität“ wiedererzählt worden. Das sozialistische Manifest trüfte daran die Hoffnung, daß nach Friedensschluß die Beziehungen zwischen den deutschen und französischen Kultur wieder aufgenommen werden. In der Zeitungen, die unendlich verbreiteter sind, ist freilich vielfach darüber, daß die deutschen Studenten mit Würdiger Eile Aufträge von Franzosen beauftragten, die in Frankreich niemand kennt. Nachdem das deutsche Volk als Auswurf der Menschheit behandelt worden sei, habe die deutsche Jugend nichts Giliacres zu tun, als sich denen an den Hals zu werfen, die eben noch der Rind über sie ausbrachten. Ein solches Volk ist wirklich seiner Zukunft wert.

Die nationalistischen Mütter beschuldigen alle diejenigen Franzosen des Landesverrats, die es wagen, den Deutschen die Hand zur Verbündeten zu reichen. Mit besonderer Schärfe — so berichtet Dr. Otto Grautoff in der „Reichszeitung der Bücherfreunde“ — ist der Versuch der Unwissenheit Heiligkeit bei den Franzosen die Wiederaufnahme der wissenschaftlichen deutsch-französischen Beziehungen anzubahnen beschuldigt hat, ausdrücklich worden: nicht protestierte die Unwissenheit Bordeaux entließ. In der Antwort der Unwissenheit Toulouse heißt es: „So wichtig die Arbeiten der Professoren, die Straßburg verlassen haben, sein mögen, und selbst in dem unannehmlichen Fall, daß diese Arbeiten verloren sind, wären sie wichtiger zu bedauern als ein flandrisches Rathaus oder eine asiatische Kirche.“

Es ist über unsere Kraft, mit den deutschen Universitäten die früheren Beziehungen zu erneuern. Manzt daran, daß die Nation noch rauchen, und nicht, bis die Erde das Blut ertrunken hat! — Pures hat im „Journal des Débats“ seine Landsleute darauf aufmerksam gemacht, daß selbst ein so deutschfreundlicher Franzose wie Romain Rolland von Vertretern des deutschen Geisteslebens wie Gerhart Hauptmann und Thomas Mann als heftigen und chaotisch abgelehnt worden sei. Das müßte den Franzosen doch zeigen, daß die deutsche Geisteswelt immer noch in allseitigen Ideen befassen ist u. verhofft auf ihrem höchsten Standpunkt beharre.

Die Familie Tolstoi im Sowjetdienst. Die Moskauer „Niwietnia“ melden, daß die Sowjetregierung die frühere Besizung des Grafen Tolstoi „Rachnia Poljana“ im Gouvernement Tula nationalisiert hat. Das Gut ist zum Lebendigen Denkmal des großen Dichters bestimmt, für den Wiederaufbau des von Räuberbanden im letzten Jahre zerstörten Wohnhauses sind vom Volkskommissariat 175 000 Rubel bewilligt worden. Den Witalien der Familie Tolstoi hat die Regierung vorzuzulassen, in Sowjetdienst überzutreten, sie sollen in Rachnia Poljana ihren Wohnsitz haben und die Verwaltung der dort zu errichtenden Volksbildungsanstalten übernehmen.

Humor.

Der musikalische Dieb. Ein Dieb brach frühmorgens in ein trotes Haus ein und kam zufällig ins Musikzimmer. Als er Schritte hörte, versteckte er sich hinter einem großen Ofenschirm, der in der Nähe des Kaminofens stand. Von 7—8 hatte die älteste Tochter eine Klavierstunde. Von 8—9 hatte die zweite Tochter eine Klavierstunde. Von 9—10 hatte der älteste Sohn eine Violinstunde. Von 10—11 erhielt der zweite Sohn Unterricht auf der Flöte. Als die Uhr 11 schlug, versammelten sich alle vier Geschwister um ein Tisch für Klavier, Geige, Violine und Gesang zu studieren. Als es 12 war, führte der Dieb hinter dem Ofenschirm hervor, fiel auf die Knie und rief: „Im Simeons Willen, laßen Sie mich hinaus, oder machen Sie mit mir, was Sie wollen!“

Theater und Musik.

Zum Jubiläum des Breslauer Lobetheaters.

Am 8. August beinahe das Breslauer Lobetheater die Feier seines fünfzigjährigen Bestehens mit einer durch eine Ansprache des Direktors Richard Gortner eingeleiteten Aufführung von Hermanns Ritt nach dem Harnhelm mit der von einem halben Jahrhundert das nach seinem Verzicht und erster Leiter, Theodor Vobe, genannte Theater eröffnet wurde. Der 1867 von Vobesbura nach Breslau übernommene Schiller-Theater Vobe, der bekannte hervorragende Charakterdarsteller, hatte in der Gaußstadt Schlesiens zunächst die Leitung des Stadttheaters übernommen; in der Voraussetzung, daß die kommende Gewerkschaft auch die Theaterfreiheit bringen werde, suchte er eine zweite Konzeption für ein Randvölk-Theater nach und erlangte die Verwendung der Breslauer Lobetheater nach als Darsteller, nicht als Bühnenleiter beizubehalten; nach reichlich drei Jahren verließ er Breslau, um nach Wien überzugehen und nur noch als hiesiger Geseher beschränkter Gast wiederholt in dem Theater, das seinen Namen trug, zu erscheinen. Nachdem auch Vobes' Nachfolger, sein Schiller-Theater Vobe, bereits nach zwei Jahren das direktoriale Szepter niedergelegt hatte, übernahm Adolf Wrona die Leitung der Bühne, die unter ihm in den Jahren 1874/1875 ihre erste, den Ruf des Lobetheaters weit über Breslau und Schlesien hinaus verbreitende Blütezeit hatte.

Aber trotz allabendlicher Vorstellungen, die der Dichter des „Mein Leopold“ auch als Direktor und Spielleiter bot, war am Ende das finanzielle Ergebnis derart, daß Wrona nach vier Jahren Breslau den Lobetheater in Berlin den Breslauern zum Bewußtsein zu bringen, was sie an ihm befehlen und verlangen hatten. Nach Jahren künstlerischer Bedeutungslosigkeit erlebte dann das Lobetheater eine zweite Blütezeit, unter dem als Oberintendant nach Breslau gekommenen Kreis Witte-Wild, der in der Zeit des aufstrebenden Naturalismus das von ihm geleitete Theater zu einer der neuen Kunst dienenden

den führenden Bühnen Deutschlands machte. Ein künstlerischer Erzieher ersten Ranges, der unheimliche Energie mit begeisterndem Idealismus vereinte, schuf sich Witte-Wild eine der höchsten Aufgaben amacische Truppe, der Kräfte die Willi Roland, Hermann Müller, Albert Bahr, Hermann Wötter, Alfred Galm, Käthe Baisé, Ida Müller, Marie Wendt an gehörten.

Aber nach sieben Jahren makte Witte-Wild, der aus den finanziellen Schwierigkeiten nicht herauskommen konnte und sich seiner fähigsten Subvention erweute, die Waffen strecken. Sein Nachfolger wurde Dr. Theodor Vobe, der Direktor des Stadttheaters, der später vier Theater als Bühnenleiter in Breslau vereinen sollte. Er, der die Breslauer Ober auf eine bis dahin nicht erreichte Höhe gehoben hat, konnte in heftigen Jahren trotz mancher Erfolge den erinnernden hohen Ruf des Breslauer Schauspielers nicht völlig erhalten. Als er sich schließlich auf die in neuen Schauspielhaus angelegte einträglichere Overtüre zurückzog, bewanderte er das Lobetheater und das Thalia-Theater an Dr. Hans Meier und den hiesigen Hofkapellmeister Emil Pirron, welcher Leiter über bald auslief. Dr. Meier, vom Substitut im Städt. verlassen, war trotz einer kühnen Subvention von 30 000 Mark den Schwierigkeiten, die der Ausbruch des Krieges verurteilte, nicht gewachsen.

Am Herbst 1917 trat sein Oberintendant, Richard Gortner, an seine Stelle, der neuerdings durch die Gründung der Schauspielvereinigung sich einen festen Stamm von Theaterbesuchern geschaffen und das Breslauer Schauspiel auf eine gesunde materielle Basis gestellt hat, die auch wieder die Möglichkeit höherer künstlerischer Leistungen eröffnet. Direktor Gortner konnte denn auch das Jubiläum des Lobetheaters mit dem hohen Bewußtsein auf die künstlerische Subvention, in der er jetzt eine Kessel für seine künstlerische Freiheit erblickt, feiern. Wünschenswert wäre die Schaffung eines neuen Heimes für die dramatische Kunst in Breslau, für die das alte, enger räumliche Theatergebäude nicht mehr eine würdige und angemessene Stätte ist.

Am Ochoer wird nun auch Breslau amette, ebenfalls der Direktion Gortner unterstehende Schauspiel-

bühne, das in einem früheren Artikel untergebracht worden ist. Thalia-Theater, das am 2. Oktober 1869 von Georg Kruse, dem Vater des Berliner Reformtheaters-Direktors, ins Leben gerufen worden war und ursprünglich nach ihm benannt war, das Substitut des fünfzigjährigen Bestehens feiern können.

Der neue Intendant des badischen Landestheaters. Wie wir erfahren, ist der frühere Direktor des Lüdder Stadttheaters, Stanislaus Kuch, zum Intendanten des badischen Landestheaters in Karlsruhe ernannt worden.

Stadt-Konzertsaal. Samstag und Sonntag finden Aufführungen von „Mullerlante“ statt. Kräftelein Kost hat die Kessel. Die weitere Besetzung ist folgende: Eiterbach-Dandé, Kirschen-Böfeler, Prinz-Schlauer, Gahn-Platz-Motta, Montebelli-Kellon, Lehrer-Kader, Brianté-Rachinaer, Peter-Klos-Overland, Salomon-Wreda, Reate-Otto Hans Norden, Diracant-Georg Bivvina.

Voll-Konzertsaal. Am neuen Saale des Voll-Konzertsaalens fanden am Dienstag, den 29. und Donnerstag, den 31. Juli 1. A. zwei Schlußabende statt. Eingeleitet wurde der 1. Abend durch zwei anspruchsvolle Chöre der Chorlasse des Konzertsaales, Friedrich Schaal (Lehrer des Konzertsaales), Anknüpfend hieran spielte Herr Arthur Meier die Beccace von Gobard, sowie die Serenade von Wolf. Das Albumblatt von Jurisch spielte Herr Willi Schläpfer, Herr Eugen Köhler das Violinonakt Nr. 23 von Viotti.

Unter Leitung des Herrn Direktor Hermann Boffi folaten nun zwei Klavierkonzerte mit Orchesterbegleitung: Das Konzert A-Dur von Mozart (Kl. Rosa Seiber und Kl. Maria Garber), und das Konzert C-Dur von Mozart (Kl. Meta Danmann). Herr Karl Schmidt spielte im weiteren Verlauf des Abends das Violinonakt Nr. 9 von Verdi, das Konzert Nr. 7 von Beethoven Herr Karl Seiler. Als Abschluß des 1. Abends wurde der 1. Satz aus der C-Dur-Sinfonie von Gounod von der Orchesterklasse unter Leitung des Direktors mit großem Erfolg aufgeführt. Der zweite Abend war ebenso abstrakt

besucht wie der erste und brachte zum Gelingen Chöre. Dann folate der 1. Satz aus der Klavierkonzerte C-Dur von Mozart (Kl. Irma Köfeler). Anknüpfend hieran trau Herr Jakob Seiffman das Violinonakt Nr. 23 von Viotti vor. Dann bot die unendliche Schülerin Kl. Gertha Köhler den 1. Satz des A-Dur-Konzertes von Mozart mit Orchesterbegleitung. Herr Rother Drum spielte sehr in den gemächlichen Stücken: Violinonakt G-Moll von Bruch, sowie die Ballade und Kolonade von Beethoven. Kl. Silde Köfeler spielte das C-Dur-Konzert von Beethoven mit Orchesterbegleitung. Als Schlußnummer wurde von dem Streichorchester unter Leitung des Direktors und unter reichem Beifall des Publikums der 2. und 3. Satz der Sinfonie in C-Dur von Gounod vorgetragen. Die Aufführungen zeigten trotz der Väterlichen Abwesenheit des Direktors gute Fortschritte der Schüler und gaben alleidacia den Beweis von der ausgezeichneten Leitung der Anstalt.

Musikfeste Laas. Das ist die neueste und vielleicht nicht schlechteste Errungenschaft der Gemeinnutz der schaffenden Arbeiter. Zu ihnen zählen auch die Musiker. Ihre Orchestration in A n i a s e r a hat von den Arbeitern (Orchesterleitern, Soubassisten usw.) im Monat a t o e i M u h e t a e e verlannt und man hat sich tatsächlich dahin geeinigt, daß kein Musiker in Röniasbera jemals am Montag nach dem 1. und 15. zu arbeiten braucht. Es gibt dann keine Kaffeekausmusik, keine Tanzmusik und selbst der Klavierspieler im Klarett darf an diesen Tagen spazieren gehen. An der Verammlung, in der auch die Arbeitnehmern und Arbeitern diese Vereinbarung getroffen wurde, wies der Sprecher der Arbeitnehmern darauf hin, daß auch bald der Laa komme, wo an bestimmten Tagen im Monat ganz geschlossen werden müßte. Und so wird es wohl auch kommen.

Kleine Theateransichten. In Wien ist unter den Theaterangehörigen eine neue Bewegung an der Bruckischen Gesellschaft in Dresden Dr. Reinhardt, der jetzt selbständig die Geschäfte des Gelehrten ausübt, hat ein einmaliges Drama vollendet „Alexander“. Das Werk wurde vom Dresdener Theater zur Aufführung angenommen.

